Andreas Wenderoth hat das Familienleben mit seinem an Demenz erkrankten Vater in zahlreichen Fotos dokumentiert. Die Bilder auf diesen Seiten zeigen

Text und Fotos:

Andreas Wenderoth

Abschied von meinem Vater

Erst raubte die Krankheit Horst Wenderoth die Worte, bald nahm sie ihm alle Lebensfreude. Sein Sohn beschreibt den Kampf seines Vaters mit der fortschreitenden Demenz

ANDREAS WENDEROTH: Was ist das Wichtigste im Leben?
HORST WENDEROTH: Gesundheit – ohne hängen alle Glocken schief.

Deine Meinung zum Alter?
Furcht.

Und wie ist es heute?
Mit Gott und der Welt zerfallen. Als würde ich am Rande stehen.

Die Ärztin hatte pro forma gefragt, denn die Antwort lag auf der Hand: keine lebensverlängernden Maßnahmen, keine Herztransplantation, das bitte nicht. Nicht bei einem 92-Jährigen, der durch die Demenz seine Selbstbestimmung schon vor Jahren verloren hatte. Wir hätten ihm diese Zeit gern erspart. Weil sie ihn in eine Abhängigkeit zwang, deren Würdelosigkeit er noch viel zu lange verstand.

Ein langer stufenweiser Abschied, der ihm die Möglichkeit nahm, geordnet aus dem Leben zu treten, aber mir die Zeit gab, mich auf seinen Tod vorzubereiten.

Immer mehr war von ihm verlorengegangen, bis nur noch ein schwerer Körper blieb, der einen stummen Kampf mit sich selbst führte. Und ein Blick, in dem oft stiller Vorwurf lag.

Wir hatten gebeten, dafür zu sorgen, dass er keine Schmerzen hat. Keine Angst. Und doch sehe ich jetzt die Panik in seinen Augen. Von wegen sanftes Entschlummern. So einfach ist es nicht. Er liegt auf dem Kissen, Schweiß auf der Stirn, sein Atem ist flach, dann heftig. Das Geräusch eines Erstickenden, sein Kopf läuft blau an.

Dann Ruhe.

„Ihr Vater hat soeben seinen letzten Atemzug gemacht. Mein Beileid!“, sagt die Krankenhausschwester und nimmt meine Hand.

Ein paar Minuten später macht der vermeintlich Verstorbene seltsame Geräusche und beginnt wieder zu atmen. Ich erkundige mich im Arztzimmer, ob vielleicht ein Irrtum vorliege – es sei ja offenkundig, dass er noch lebe. Die Schwester entschuldigt sich bei mir für die zusätzliche Verwirrung.

Drei Tage wird es noch so weitergehen. Ein halbes Dutzend Mal scheint mein Vater schon aus dem Leben gezogen, um es sich dann, Minuten später, noch einmal zu überlegen.

Man muss es so sagen: Einen gewissen Hang zur dramatischen Volte hat er schon immer gehabt. Ich erinnere mich, wie er im Alter von 50, noch bei bester Gesundheit, den Dementen mimte. Mit großem schauspielerischen Talent schlurfte er eines Morgens mit abgehackten Bewegungen, ungelenk wie ein Greis, über das Stabparkett des Wohnzimmers, starrte uns mit aufgerissenen Augen an und sagte mit kraftloser Stimme: „Erschreckend, nicht wahr?“ Er wollte uns vor Augen führen, was einmal auf uns zukommen könnte (und was 37 Jahre später dann auch tatsächlich so eintrat). Und so kann es sein, dass er auch auf den letzten Metern der Zielgeraden immer noch ein kleines Spiel mit uns treibt.

Am dritten Tag aber ist es vorbei: Am Morgen jenes schwülwarmen Augusttages ist der Anruf vom Krankenhaus gekommen. Wir sollen uns beeilen. Wegen der Hitze. Als ich das Zimmer betrete, spüre ich die Autorität des Todes. Die Schwestern haben ihm einen Blumenstrauß in die gefalteten Hände gesteckt. Auf seinem Gesicht ein gelöstes Lächeln, so friedvoll mit der Welt versöhnt, wie ich es seit vielen Jahren nicht mehr an ihm gesehen habe.

Aller Kampf ist überwunden, alle Angst nun vorbei.

Über seinem erlösten Körper, der sich bereits abzukühlen beginnt, scheint eine stille Kraft zu schweben. Man mag an die Seele glauben oder nicht, aber in diesem Moment würde ich mich festlegen: Hier im Zimmer ist noch etwas anderes als nur die leblose Hülle jenes Menschen, der mein Vater war.

Ein bisschen hadere ich mit mir, weil ich seinen Tod um wenige Stunden verpasst habe. Dass ich im entscheidenden Moment nicht seine Hand halten konnte. Aber ich habe es die Tage zuvor getan. Ich habe zu ihm geredet, ohne Antwort zuerhalten, habe gesprochen, damit er den Klang meiner Stimme hört, von der ich hoffte, sie möge ihn beruhigen.

Ich habe ihm gesagt, dass er es gleich geschafft habe. Dass er keine Angst mehr haben müsse.

Und dass ich ihn liebe.

Ich habe den Augenblick gefürchtet, aber nun ist er da und hat keinen Schrecken, sondern etwas seltsam Erhabenes. Ich bin überrascht, dass sein Tod nicht die Schwere erzeugt, die ich für solche Anlässe vermute. Aber natürlich liegt das an der überlangen Ankündigung dieses Todes.

Mein Trauerreservoir hat sich, wie es scheint, verbraucht in den Jahren seiner Demenz. Statt Trauer (jedenfalls so wie ich sie mir vorstelle) eher das Gefühl von Erlösung.

Die Überzeugung: Es ist richtig so, wie es ist.

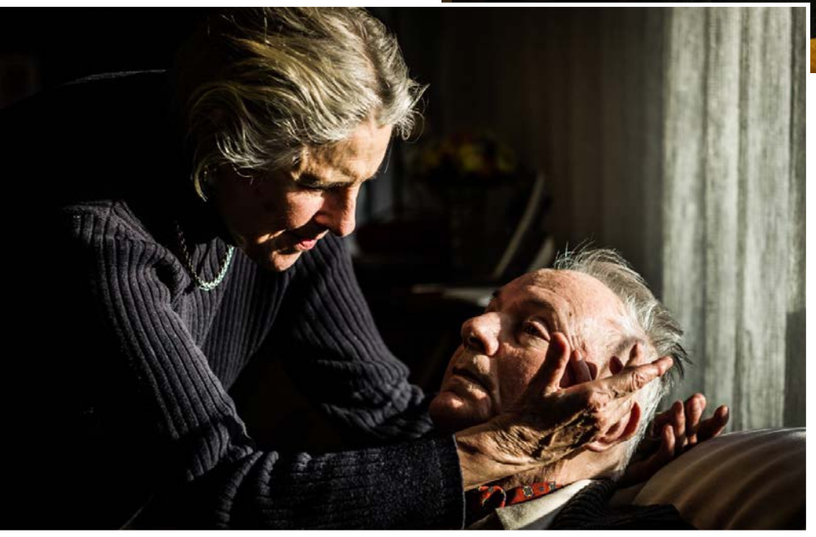
Auch als dem Vater längst die Worte ausgegangen waren, blieb das Gefühl der Liebe zu seiner Frau Viola – 57 Jahre waren die beiden verheiratet

Eine Herausforderung: Der Versuch, beim Scrabble die Namen der Familienmitglieder aus Buchstaben zu legen

Andreas Wenderoth

Der 52-Jährige Autor lebt in Berlin. Noch zu Lebzeiten seines Vaters beschlossen sie, dessen Geschichte öffentlich zu erzählen.

Seiner Demenz ist sich der Vater schon früh bewusst, er leidet unter dem Schwinden der Geisteskraft. Eine Tageslichtlampe soll gegen dunkle Stim-



Die Mutter spendet Trost, versucht die Ängste des Vaters aufzufangen. Oft konfrontiert er die Familie mit dem Wunsch, nicht mehr leben zu müssen

Die letzten Jahre haben mir die Leichtigkeit genommen, die ich einmal hatte. Sie haben mich zu einem ernsten Menschen gemacht. Und mich mehr und mehr zurückziehen lassen von jenen, bei denen ich unbeschwerte Heiterkeit befürchten musste. Weil ich sie nicht ertragen konnte.

Gut, ich habe mir hin und wieder einen Dementen-Witz erlaubt, um den Überdruck aus dem Kessel zu lassen. Aber das waren natürlich sehr durchschaubare Versuche, auszubrechen aus einer Situation, die mir auf Schultern und Gemüt lastete. Obwohl die Hauptlast ja immer bei meiner Mutter lag. Sie war es, die täglich seine Stimmungen auffangen musste. Und bis zu 27 Mal am Tag mit seinem Wunsch konfrontiert war, zu sterben.

Dabei wollte er natürlich nicht sterben. Er wollte nur nicht mehr dieses Leben.

Wann beginnt der Tod? Wenn man aufgehört hat zu atmen? Oder schon, wenn man sich nicht mehr lebendig fühlt? Wenn man aufsteht und sich gleich wieder hinlegen will, weil das, was vor einem liegt, nicht anders zu werden verspricht, als das schon gestern Erlebte. Und am Tag zuvor. Wenn man nur noch seinen Schatten spürt.

Idealerweise hätte mein Vater eine Haltung zum Tod gehabt. Vor einigen Jahren noch sagte er mir, er habe keine Angst vor dem Tod als solchem, nur vor dessen Art: „Er kann einen sanft oder fürchterlich holen."

Natürlich hatte er gehofft, dass er ganz diskret aus dieser Welt gezogen werde. Ohne viel Aufhebens. In einer guten Laune vielleicht. In jedem Fall gnädig. Aber dann hatte er seinem eigenen stückweisen Sterben zuschauen müssen. Merken, wie jeden Tag etwas Neues in ihm verloren ging.

Vor fünf Jahren hatte die Computertomografie bei meinem Vater zum ersten Mal einen massiven Gehirnschwund offenbart. Das Heimtückische an der vaskulären Demenz, die als Folge oft kleiner Schlaganfälle entsteht: Der Kranke ist sich, anders als bei Alzheimer, oft viel länger seines Zustandes bewusst ist. Sein Verstand leistet mehr als sein Gedächtnis.

Er weiß zumindest vage, was er hätte wissen müssen. Und leidet darunter. Vor zwei Jahren ein erneuter Schlaganfall, der ihm einen Großteil der verbliebenen Sprache raubte, die in seiner Demenz bis dahin so kreative und poetische Bilder hervorgebracht hatte.

Vorbei nun die Zeiten, in denen er sich am Telefon meldete mit: „Hier spricht dein verwirrter Vater." Als er verkündete, in seinem Kopf aufräumen zu wollen, Unebenheiten auf der Straße „Verbösungen" taufte und meine Freundin „eine gute Rockwahl" nannte und, immer noch um seine Wirkung bedacht, ausrichten ließ: „Entschuldige mich bitte für meine Inhaltslosigkeit, aber ich bin nur noch ein halber Held."

Die Wörter hatten sich von ihm, dem einstre degewandten Rundfunkredakteur, abgewandt.

D

Die Krankheit hatte ihm die Heimat genommen, aber natürlich auch uns. Denn das Haus war auf eine Art nun zur Hälfte ja unbewohnt. Inzwischen ist es verkauft, meine Mutter in eine kleine Wohnung gezogen, die materiellen Spuren meines Vaters eingedampft auf wenige Erinnerungsstücke: das alte Nussholz-Barometer, dem er in besseren Zeiten allabendlich durch Beklopfen mit der Fingerkuppe eine Tendenz zu entlocken versuchte; etliche Alben voller Jugendfotos, auf denen er eine frappierende Ähnlichkeit mit mir hat; ein paar Schallplatten; ein Briefwechsel mit Golo Mann.

Und die Erinnerungen an seine Jugend, an denen er jahrelang schrieb, ohne sie uns zeigen zu wollen, weil sie offenbar nicht seinem eigenen Anspruch genügten.

Heute hüte ich sie wie einen Schatz, weil sie mir viel über ihn und damit auch über mich erklären. Und was ich erst spät begriffen habe: Weil seine Kindheit der letzte Rettungsanker in seiner Krankheit wurde. Weil seine einzig verbliebene Zukunft die Vergangenheit geworden war.

Ich habe das Gespräch über den Tod mit ihm erst spät gesucht: Als mein Vater bereits dement war. Solange der Tod noch weit weg war, hatte er sich als Thema nicht gerade aufgedrängt.

Vielleicht war es bis dahin auch ein gänzlich unmögliches Gespräch gewesen, das wir aus gutem Grund nie gesucht hatten. Weil es immer eine Linie berührt hätte, hinter der etwas Unaussprechliches lag.

Wer möchte schon mit der Todesangst des eigenen Vaters konfrontiert werden?

Ein Vater hat tapfer zu sein, sein Schicksal in Würde hinzunehmen und irgendwann zu gehen. Aber bitte keine Larmoyanz. Keine verträmten Augen in der Abflughalle. Wir wünschen uns Größe von unseren Vätern.

»Man hat mich ausgeschaltet.

Ich liefere nichts mehr.

Nur noch Tränen.«

Ich mag nicht mehr auf der Welt sein. Meine Freunde sind alle tot. Warum nicht ich?

Weil Du bestimmt bist, länger zu als sie. Und ich muss das aushalten?

Heute bin ich sehr dankbar, dass wir über alles gesprochen haben, als es noch ging. Es gibt eigentlich nichts, was in unserem Verhältnis noch der Klärung bedurft hätte. Alles ist gesagt,

Horst Wenderoth auf den Feldern hinter dem Haus. Jeden Tag, so schien es dem Sohn, ging etwas im Vater verloren

alles getan. Keine Vorwürfe, nur längst Verziehenes. Ich danke ihm, für alles, was er mir beigebracht hat.

Natürlich gibt es auch ein paar Eigenschaften, für die ich ihm weniger dankbar bin. Mein Vater war ein leiser Mensch und hatte eine feine Seele. Männlichkeit hat er mich nicht gelehrt. Zeit seines Lebens war er konfliktscheu, zweifelnd, zögerlich und kaum in der Lage, Entscheidungen zu treffen, selbst wenn dies erforderlich gewesen wäre.

Mir fällt ein Zitat des italienischen Schriftstellers Luigi Malerba ein, der einmal sinngemäß über Rom schrieb: „Bei genauerer Betrachtung hat die Stadt vielleicht mehr schlechte als positive Seiten. Doch die positiven wiegen die schlechten bei Weitem auf." So ähnlich könnte man es wahrscheinlich auch von meinem Vater sagen.

Positiv: eine reflektierte Distanz zu sich selbst, die sich daraus ergebende Selbstironie, einen weitgehend gelassenen Lebensansatz, dem Karrierestreben vollständig unwichtig war. Als man ihm einmal vorschlug, die Leitung einer Abteilung zu übernehmen, verneinte er, weil er Konferenzen nicht mochte und mittags lieber schwimmen ging.

Er liebte es so zu arbeiten, dass er im Grunde nie urlaubsreif wurde. Er hatte aber auch ein Freiheitsbedürfnis, dem jede Art von Reglement zuwider war. In vielem erkenne ich mich wieder, in seinen Schwächen, seinen leisen Stärken. Und den offensichtlichen. Die Selbstironie hat er mir mitgegeben, die Liebe zur Musik, das Schreiben, eine recht weitreichende Fantasie. Und die Überzeugung, dass sich die meisten Dinge im Leben von selbst regeln. Aber auch jene Art von Zögerlichkeit, die einen Menschen zwar sympathisch machen kann, kühne Lebensentwürfe aber eher verhindert.

Der Arzt und Philosoph Viktor von Weizsäcker unterschied in der menschlichen Existenz fünf „pathische Kategorien": Der Mensch stehe dem Leben aus der Perspektive des Müssens, Sollens, Wollens, Könnens und Dürfens gegenüber.

Das Müssen ist für ihn „der Karfreitag des menschlichen Daseins", die Krönung menschlichen Leids. Besonders im Wollen zeigt sich das Ich, das Sollen enthält Weisung und Aufforderung, das Können drückt die zukunftsweisenden Möglichkeiten des Menschen aus. Das Dürfen ist für Weizsäcker der „Ostermorgen", des menschlichen Daseins, der dem Karfreitag des Müssens folgt. Es steht für Geburt und Wiedergeburt, Transformation und Erweckung. Der Mensch darf seine Ruhe finden. Sterben. Erlösung erfahren.

In einem umfassenden Sinne hat mein Vater vielleicht nicht wirklich viel gut gekonnt, aber das Wenige durchaus überzeugend. Er hat nicht viel gemusst, und was er sollte, hat ihn wenig gekümmert. Im Wollen war er schwach, aber das Dürfen hat er weitgehend ausgeschöpft – bis auf einen letzten Wunsch: Er hätte sich gern früher verabschieden dürfen. Nur hat man ihn nicht gelassen.

»Normal ist es, zu sterben. Aber für denjenigen, den es trifft, ist es alles andere als

Bei Patienten, die unter vaskulärer Demenz leiden, stehen, zumindest laut Lehrbuch, die sogenannten exekutiven Störungen im Vordergrund. Die Planung und Ausführung komplexer Handlungen: einen zerlegten Kugelschreiber wieder zusammensetzen; mit der Fernbedienung klarkommen; sich in der richtigen Reihenfolge anziehen; dem Tag eine Struktur geben.

Wenn Forscher bei Mäusen eine solche Störung provozieren, sind die nicht mehr in der Lage zu entscheiden, ob sie von A nach B gehen sollen. Sie verlieren ihr Ziel aus den Augen.

S

Sich selbst zu töten ist so gesehen eine unlösbare Aufgabe: „Ich habe im Bett gelegen und mir überlegt, wie könntest du es denn machen mit deinem Selbstmord? Und dann hab ich's beiseite gelegt, weil ich wusste, dass ich es nie kann. Ihr habt einen schweren Gang mit mir. Du weißt ja, dass ich krank bin hier oben. Ich bin stark geschädigt. Ich habe keinen Nutzen mehr für andere. Und keinen Sinn. Man hat mich ausgeschaltet. Ich liefere nichts mehr. Nur noch Tränen."

Mit dem Alter, sagen die christlichen Mystiker, gilt es, seine Geburt zu vollenden. Der Benediktinerpater (und Zenmeister) Willigis Jäger hält Leben und Tod nur für scheinbare Gegensätze. „Es schließt sich nicht ein Tor, es öffnet sich, wenn wir sterben."

Deshalb sei der „Untergang" immer auch der Übergang in eine andere Existenzform, sozusagen ein Überleben anderer Art. Jäger schreibt: „Wenn ein Tänzer einen Schritt verlässt und einen neuen macht, ist das nicht der Untergang des Tanzes. Wenn ein Geiger den nächsten Ton spielt, ist es nicht der Untergang der Melodie, sondern der Fortgang der Musik."

Aber wie hätte man das einem Dementen sagen können?

Gern hätte ich meinem Vater einen wie Michel de Montaigne zur Seite gestellt. Jenen Mann, der im 16. Jahrhundert, auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit, in einer Epoche der Bürgerkriege, in der sich viele Gewissheiten aufzulösen schienen, eine eigene Art des Denkens entwickelte.

Mein Vater hat Montaigne, soweit ich weiß, nie gelesen, aber ich weiß, dass er ihm gefallen hätte. Montaigne tat nur, was ihm nötig schien, und nichts, wozu man ihn nötigte.

Horst Wenderoth ruht auf einem Pflegebett im Wohnzimmer

Viola Wenderoth mit einem Gemälde von Vater und Sohn. Gelegentlich inspiriert es Andreas zum imaginären Zwiegespräch mit dem Ver-

Der Vater leidet unter seiner Hilflosigkeit

Der Vater fügt sich in sein

Mit dem Fortschreiten der Demenz wird der sonst so sanftmütige Vater zuweilen auch ag-

„Freiheitsdrang und Müßiggang" zählte er zu seinen wichtigsten Charaktereigenschaften.

Und über nichts schrieb er so viel wie über den Tod. Montaigne bietet zur Tröstung an: Dass Alter und Krankheit uns ans Sterben gewöhnen.

„Der Tod ist weniger zu fürchten als Nichts, wenn es etwas Geringeres als Nichts gäbe. Er betrifft euch weder tot noch lebend: Lebend nicht, weil ihr seid; tot nicht, weil ihr nicht mehr seid … Ihr sterbt schon, während ihr noch lebt. Denn ihr habt den Tod hinter euch, wenn ihr nicht mehr am Leben seid. Habt ihr euer Leben genutzt, so seid Ihr satt, steht zufrieden auf und geht! Habt ihr nicht verstanden, es zu nutzen, war es euch unnütz, was kümmert es euch dann, es zu verlieren?"

Wie schade, dass solche Sätze, die den Blick weiten können, meinen Vater nicht mehr erreichen konnten.

Mama sagt, du willst sterben …
Ich spüre die Schwäche.

Du musst sie hinnehmen, es geht allen alten Menschen so.
Ich habe mich noch nicht abgefunden mit dem Gang der Dinge.

Du hast ein erfülltes Leben gehabt, und könntest ja auch sagen, alles schön gelaufen, aber nun bin ich nicht mehr so stark…
Wenn ich zu dem Punkt käme, hätte ich etwas Wichtiges erreicht.

Hast du Angst vor dem Sterben?
Ja.

Warum?
Ich sträube mich gegen alles, was mir schwerfällt. Weil es mir schwer wird. Weil ich mich lieber ausruhe.

K

Kirchhof Berlin-Marienfelde. Vierter Gang rechts an hohen Tannen vorbei durch das schmiedeeiserne Tor. Urnengrab Nr. 12. Ein kleiner angeschrägter Granitstein am Fuße eines Marmor-Engels: Horst Wenderoth, Geburts- und Todestag in kursiver Schrift.

Hinter dem Engel, der eigentlich zu einem anderen Familiengrab gehört, aber nun auch über meinen Vater wacht, steht eine kleine Holzbank. Auf der sitze ich zusammen mit meiner Mutter. Wir schauen auf die Rosen, die wir ihm mitgebracht haben, und freuen uns an der Stille des Ortes.

Vor einigen Jahren, als es noch ging, haben sich meine Eltern darüber unterhalten, wo sie möglicherweise einmal begraben sein wollen. Ein kleines eingezäuntes Grundstück fernab der normalen Friedhöfe – die für die Angehörigen ja immer auch eine Verpflichtung sind – schwebte meiner Mutter damals vor. Ohne Stein und Blumenschalen (verboten!) und den Durchgangsverkehr normaler Friedhofsgräber, dafür im Schatten einer hohen Eiche oder, wunschweise (die günstigere Variante), auch unter einem Nadelbaum.

„Das ist wunderbar, in der Natur, völlige Ruhe", hatte meine Mutter gesagt, und gehofft, sie könne mit ihrem Werben den Vater auf ihre Seite ziehen.

Der hatte sich natürlich nicht geäußert, weil finale Entscheidungen nun wirklich nicht seine Sache waren. Außerdem erschien ihm das Thema damals schon unangenehm und äußerst verdrängenswert. Im Grunde grenzte beide emotionalen Gemengelage meines Vaters an ein kleines Wunder, dass überhaupt ein Testament besteht.

Später hat er sich, wieder unter dem sanften Druck meiner Mutter, nach jahrelangem Aufschub schließlich sogar bereit erklärt, eine Patientenverfügung zu unterschreiben. Damit war er bei diesem heiklen Thema aber bereits an seine Grenzen gegangen und wünschte nun, nicht mehr damit belästigt zu werden.

Erst als der Tod schon hinter der Gardinestand, war seine Gesprächsbereitschaft gewachsen. Aber nicht immer konnte (oder mochte) er so klar formulieren wie an diesem späten Herbsttag vor zwei Jahren.

Was beschäftigt dich heute?
Mein Leben, wie es jetzt auszulaufen scheint.

Was kommt dir dabei in den Sinn?
Mir ist bewusst, dass der Vorgang des Alterns, wie er nun mich erwischt hat, inoperabel ist, und das macht mich oft sehr traurig.

Nun könnte man sagen, das ist in einer bestimmten Weise normal …
Natürlich kann man sagen, dass das Unnormale normal ist. Normal ist zu sterben. Aber denjenigen, den es trifft, für den ist es alles andere als normal, geradezu undenkbar.

Wird man erwachsener, wenn der Vater stirbt? Oder wird der Grund auf dem man steht, plötzlich brüchig, weil man mit Nachdruck auch an die eigene Endlichkeit erinnert wird? Weil die Wurzeln des Baumes nun beschnitten sind und unklar ist, wie stabil er noch steht?

Einmal bin ich schweißgebadet aus einem Alptraum erwacht, in dem ich meinen Vater in drastischen Bildern sterben sah. Natürlich hat mich die Trauer eingeholt, mit Verzögerung, ein halbes Jahr später. Eine Weile bin ich herumgelaufen, als hätte man mir Gewichte an den Körper gehängt.

Aber allmählich wird es leichter. Und wenn ich an ihn zurückdenke, tue ich es mit einem Lächeln. Sein Tod steht längst nicht mehr im Vordergrund meiner Erinnerung. Und eigentümlicherweise oft auch nicht mehr die Zeit seiner Demenz.

Stattdessen sehe ich ihn wieder als agilen Mann, selbstironisch und unterhaltend, ungemein belesen und dennoch völlig uneitel. Die Leerstelle meines Vaters ist mit meinen Gedanken an ihn gefüllt. Natürlich vermisse ich ihn, aber ich habe ihn auch schon vermisst, als er noch lebte.

In einem gewissen Sinne ist er auch immer noch da. Manchmal bin ich im imaginären Zwiegespräch mit ihm. In meinem Büro hängt ein gemeinsames Bild von uns. In meinem Rücken. Eine Kraft, die hinter mir steht. Oft schau ich ihm in die Augen und werfe ihm ein Küsschen zu.

Manchmal erzähl ich ihm von meinen Tagen und frage ihn auch um Rat. Auf einiges weiß auch er keine Antwort. Er will mir nicht glauben, dass Deutschland schon in der Vorrunde der WM ausgeschieden ist. „Doch Papa, die haben's verbockt!"

Der Tod meines Vaters hat mir meine eigene Vergänglichkeit vor Augen geführt. Und mich damit natürlich ein Stück verändert. Niemand ist mehr ganz der gelcihe, wenn er durch diese Einsicht gegangen ist.

Jeder Anflug von Selbstüberschätzung oder gelegentlicher Arroganz bleibt auf der Strecke, wenn das Ego mit der Gewissheit konfrontiert ist, in absehbarer Zeit allenfalls noch ein Tropfen in einem großen Ozean zu sein.

Vielleicht wird man, wenn man es nicht vorher schon ausreichend lernen durfte, demütiger – in jedem Fall vollständiger. Weil man im besten Fall ein Stück mehr vom Leben begriffen hat.

An den langen Tagen seiner Krankheit, da ich im Wohnzimmer bei ihm saß, hatte ich manchmal einen Traum: Im Morgengrauen, als meine Mutter noch schläft, schiebt er das große Pflegebett so vor das Sofa, dass er, wenn er aus dem Stand beschleunigt, einen günstigen Winkel hat, der ihm den nötigen Schwung verschafft. Genau wie bei einer Sprungschanze.

Lange hat er auf diesen Moment gewartet, sich innerlich darauf vorbereitet, jetzt ist er bereit. Er hat sich seine Schiebermütze lässig in die Stirn gezogen und den roten Schal umgewickelt, das Bett röhrt und vibriert unter ihm. In dem Moment, als die Schwester am Gartentor klingelt, gibt er Vollgas und fliegt durch die Scheibe.

Das Glas splittert, aber er ist jetzt unverwundbar, er rauscht über die Hecke und reißt die Steuerung hoch, so dass er noch vor dem Giebel des Nachbarhauses schnell an Höhe gewinnt.

Er spürt die kühle Morgenluft weich auf seiner Haut, sieht Häuser und Felder vorbeifliegen, die Menschen ganz klein und unbedeutend. Er fühlt sich unendlich frei und lebendig. Beinahe wie neugeboren. Die Welt liegt ihm zu Füßen und sein ganzes Leben noch vor ihm.

Auch ich stehe dort unten und winke ihm, ein winziger Punkt auf der Terrasse vor seinem Haus. Er ist schon zu weit entfernt um zu erkennen, dass in meinem Gesicht Abschiedsschmerz steht, aber auch Freude: Wo immer es ihn hintreibt – ich lasse ihn ziehen.

LESETIPPS

Andreas Wenderoth
Ein halber Held.
Mein Vater und das Vergessen
Der Autor unseres Beitrags hat die Geschichte seines Vaters ausführlich in einem Buch beschrieben.
304 Seiten, 19,99 Euro

Eva Terhorst
Trauern, wenn Mutter oder Vater stirbt. Ich bewahre alles in meinem Herzen
Ratschläge einer Trauerbegleiterin für den Umgang mit den eigenen Gefühlen nach dem Tod der Eltern.
160 Seiten, 18 Euro

Barbara Dobrick
Wenn die alten Eltern sterben. Das endgültige Ende der Kindheit
Die Wissenschaftsjournalistin beschreibt anhand vieler Beispiele, wie Töchter und Söhne

Stationen eines Lebens: Die Hochzeit, der Vater am Kinderwagen, mit Kollegen und Ehefrau. Und rechts unten: der Autor als Kind im Bademantel